



Legenden ohne legendäre Konzerte

Trotz grosser Stilvielfalt kommt am Montreux Jazz Festival auch einiges zu kurz: simpler Rock etwa. The Kills und Kasabian haben die Scharte ausgewetzt. Brian Wilson gab derweil ein Konzert für die Geschichtsbücher.

Ein trauriger Anblick: Beach-Boys-Gründer Brian Wilson sitzt kraftlos am Piano und liest die Texte vom Teleprompter ab.

Bild Cyril Zingaro/Keystone

von Hans Bärtsch

Es gibt Abende am Montreux Jazz Festival, da spürt man, die werden anders als andere. Am Montag beispielsweise strömen scharenweise junge, freiwillige Festival-Helferinnen und -Helfer in ihren Staff-T-Shirts ins Auditorium Stravinski, um zwei Bands zuzusehen, die das Haus in diesem Jahr zum ersten Mal so richtig rocken. Und bei denen offenbar auch der In-Faktor stimmt.

Das britisch-amerikanische Duo The Kills – auf dieser Tour zum Quartett erweitert – gibt erstens optisch ordentlich was her. Sängerin Alison Mosshart würde auch auf dem Laufsteg eine gute Figur machen. Und Gitarrist Jamie Hince, als Ex von Kate Moss Model-erfahren, ist der ideale Sidekick. Wobei dieser Begriff untertrieben ist, wenn man, zweitens, die akustische Seite von The Kills anschaut. Die Gitarre ist das Epizentrum

des musikalischen Sturms, der sich hier entlädt. Schmutziger Garagenrock, roh und reduziert, trifft auf eine Stimme, die durch Mark und Bein geht.

Wie bloss würden sich nach diesem Adrenalinschub Kasabian schlagen als zweite Band des Abends? Die Briten mit den schrecklichsten Frisuren und Outfits seit Oasis tun, was sie können. Und treiben die Party mit Dance-Elementen zu einem zweiten Höhepunkt. Man glaubt, die Madchester-Bewegung rund um Bands wie Happy Mondays, Stone Roses oder The Charlatans sei wieder auferstanden. Das erklärte Ziel

Bryan Ferry fehlt die Lust oder die Kraft. Der müde wirkende Sänger wird von einer spielfreudigen Band getragen.

von Gitarrist Sergio Pizzorno lautet ja auch nicht gerade bescheiden: «Wir wollen den Rock 'n' Roll retten.» Was die Songs anbelangt, gibts auch nach sechs Alben noch Luft nach oben. Aber in Sachen Energie sind Kasabian mit ihren Livekonzerten voll auf Rettungskurs. Mehr harten Rock, verbunden mit einem noch höheren In-Faktor gabs im Übrigen gestern Abend mit dem famosen Duo Royal Blood.

Müder Dandy

Rückblende auf Sonntag, als es im Stravinski-Saal deutlich betulicher zu und her geht. Angekündigt sind zwei Legenden, beide jenseits der 70. Bryan Ferry ist noch immer der gut aussehende Dandy, der er schon zu Zeiten von Roxy Music war. Aber entweder fehlt ihm die Lust oder die Kraft. Der müde wirkende Sänger wird, zumeist am Piano sitzend, von einer äusserst agilen, spielfreudigen Band getragen. Zum Glück, die Freude an Roxy-Musik-Klassikern und Werken aus Ferrys

diversen Soloalben wäre sonst arg getrübt worden.

Die Begleitband ist es auch, die den Auftritt von Brian Wilson ausmacht, des genialen Kopfes der Beach Boys. Auf dem Programm steht die integrale Präsentation von Wilsons Meisterwerk «Pet Sounds». Ein Album, rund 37 Minuten kurz, das den Beatles kompositorisch endgültig den Rang ablaufen sollte, zur Zeit der Entstehung wegen seiner Komplexität aber in erster Linie für Streit innerhalb der Band und mit der Plattenfirma sorgte. Und: Das Brian Wilson selber dermassen überforderte, dass er schwere psychische Probleme davontrug.

Trauriger Anblick

Es ist deshalb nicht weniger als ein Wunder, dass dieser Wilson sich derzeit auf Welttournee befindet und zum 50-Jahr-Jubiläum von «Pet Sounds» auch in Montreux halt macht. Es ist gleichzeitig ein trauriger Anblick zu sehen, wie kraftlos der Maestro am Piano sitzt

und die Texte vom Teleprompter abliest. Die gesanglichen Raffinessen in Songs wie «Sloop John B» oder «God Only Knows» stehen in umgekehrtem Verhältnis zu den heutigen stimmlichen Möglichkeiten Wilsons. Zum Glück, wie gesagt, stehen ihm hervorragende Musiker zur Seite. Unter anderem Al Jardine, ebenfalls ein Beach Boy der ersten Stunde, und dessen Sohn Matt Jardine.

Der rührendste Moment ist eine ganz zum Schluss praktisch nur a cappella wiedergegebene Version von «Love & Mercy» ab Wilsons erstem Soloalbum von 1988. Dies nach einem Hit-Medley aus der Beach-Boys-Küche, das nichts mit dem «Pet Sounds»-Album zu tun hat. Aber mit einem 37-Minuten-Werk lässt sich schliesslich auch kein ganzes Konzert bestreiten. Jedenfalls: Der Abend mit Brian Wilson ist einer für die Geschichtsbücher des Montreux Jazz Festival, auch wenn er qualitativ nicht als legendär in Erinnerung bleiben wird.

Schuldig auch ohne Schuldspruch

Als TV-Papa, Witzereisser und moralische Instanz gehörte Bill Cosby ins Abendprogramm von Millionen. Heute denken viele Amerikaner an das Wort Sexualstraftäter, wenn sie den Namen des Entertainers hören. Zum 80. Geburtstag scheint Cosbys Karriere endgültig zerschlagen.

von Johannes Schmitt-Tegge

Die 52 Stunden dürften nicht nur für Bill Cosby wie eine kleine Ewigkeit gewirkt haben. Wieder und wieder zogen sich die Geschworenen zurück, wieder und wieder kamen sie ohne Urteil in den Gerichtssaal. Die Jury in Pennsylvania, deren Beratungen im Strafprozess gegen den Entertainer im ergebnislosen Patt endeten, waren gespalten. Vielen Amerikanern geht es heute ähnlich: Ist dieser Mann ein Sexualstraftäter, der hinter Gitter gehört, oder Opfer einer nicht endenden Schmutzkampagne?

80 Jahre wird Bill Cosby heute alt. Viel scheint er in seiner Karriere als Entertainer zu diesem späten Jubiläum nicht mehr retten zu können. Immer schneller hatte sich die Abwärtsspirale gedreht, als die Vorwürfe wegen

sexuellen Missbrauchs gegen ihn laut wurden. Verurteilt worden ist er wegen keiner dieser mutmasslichen Vergehen. Doch das Image des übergriffigen Mannes scheint sich selbst in Köpfen manch früherer Fans festgesetzt zu haben. «Amerikas missbrauchender Vater», titelte der «Boston Globe» Ende Mai – der Prozess gegen Cosby hatte da noch nicht einmal begonnen.

Parallelen zu O. J. Simpson

Weit weg scheint heute der William Henry Cosby, der 1966 mit der Krimi-Serie «I Spy» als erster schwarzer Schauspieler einen Emmy gewann. Jener, der die von Weissen beherrschte TV-Welt für Afroamerikaner öffnete und sich in der «Bill Cosby Show» zum beliebtesten TV-Papa der USA ulkte. Für Millionen gehörten seine Gags gepaart mit herzerwärmenden

Geschichten zum Pflichtprogramm. Mehr als 50 Frauen haben Cosby sexuelle Übergriffe vorgeworfen. Auch ohne Verurteilung verwandelte er sich in ein Symbol aller Männer, deren Sexualverbrechen zu spät, zu langsam oder überhaupt nicht verfolgt und bestraft werden. Er wurde zum Stellvertreter jedes einzelnen College-Studenten, der sich auf einer Party an einem betrunkenen, schlafenden Mädchen vergreift.

Und das Verfahren in Norristown, das neu verhandelt werden soll, war noch grösser: Ruhm, Macht, Geschlecht, Hautfarbe, Kriminalität – der Fall Cosby bewegt sich in ähnlichen Sphären wie der spektakuläre und höchst umstrittene Prozess gegen Football-Star O. J. Simpson im Jahr 1995. Beide Afroamerikaner verdienten ein Vermögen, beide genossen das Ansehen von Millionen,

beide stürzten durch einen Strafprozess in kollektive Ungnade. Gesichter Amerikas, die allmählich verblassten.

Treue Familie

Der Name Bill Cosby scheint weiter zu schwinden. Er war einmal das Gesicht des schwarzen Amerika, lang bevor ein Mann Namens Barack Obama ans Rednerpult trat. Aber junge Afroamerikaner haben heute neue und andere Idole – Musiker, Comedians, Filmemacher – mögen sie nun Kanye West und

Beyoncé, Chris Rock und Dave Chapelle oder Barry Jenkins und Jordan Peele heissen.

Cosbys Familie hält in diesen Tagen – zumindest öffentlich – zu ihm. Seine Frau Camille aus mehr als 50 Jahren Ehe bezeichnete Richter Steven O'Neill nach Prozessende als «offensichtlich arrogant», auch eine von Cosbys vier Töchtern hatte ihren Vater in Schutz genommen. Cosby mag seine Frau betrogen und sich mit grauenvollen, schmutzigen Verbrechen strafbar gemacht haben. Aber zumindest die Werte des Zusammenhalts in der Familie, die seine beliebte Sitcom einst lehrte, scheinen im Hause Cosby noch etwas zu gelten. (sda)

